

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Neb., 25. August 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 2.

Der Abendstern.

Du lieblicher Stern,
Du leuchtest so fern,
Doch hab' ich dich dennoch
Von Herzen gern.

Wie lieb ich doch dich
So herzinnig!
Dein funkelndes Auglein
Blickt immer auf mich.

So blid' ich nach dir,
Sei's dort oder hier:
Dein freundliches Auglein
Steht immer vor mir.

Wie nicht du mir zu
In fröhlicher Ruh!
O liebliches Sternlein,
D'war' ich wie du!

Hoffmann v. Fallersleben.

Sophia-Antonie's Bussi.

Humoristische Skizze von
C. Schüller.

Eines Abends, als ich in heiterster Stimmung die vier Treppen zu meiner Wohnung erstiegen hatte, wurde ich von meiner Frau mit einem sehr nachdenklichen Gesicht empfangen. Wenn eine Frau ein nachdenkliches Gesicht macht, so hat das — wir wollen ganz offen sein — meist nichts Gutes zu bedeuten.

Meine böse Ahnung betrog mich nicht, denn kaum hatte ich Hut und Mantel abgelegt, so sagte meine Frau, sie hätte mit mir etwas Ernstes zu besprechen und ich möchte doch mal fünf Minuten vernünftig sein.

Ich murmelte, natürlich ganz leise, das Gebet vor der Schlafzeit. Dann suchte ich der Lage dadurch für mich günstige Wendung zu geben, daß ich unser kleines, einziges, gerade sechs Monate alt gewordenes Mägdelein auf den Schoß nahm.

Es giebt nichts Reizenderes, als so ein kleines Kind, und mit ihm zu spielen ist des Vaters wohlverworbene Recht. Wenn die Frau in berebten Worten dem Manne sagt, daß sie nichts, aber auch gar nichts mehr anzuziehen habe, daß ihre Haut lächerlich altmodisch sei, dann kann es dem Manne nicht als grausame Hartnäckigkeit ausgelegt werden, wenn er als Antwort ganz entzückt ruft: „Sieh' doch nur, wie die Kleine lacht, wenn ich sie mit dem Finger unter dem Kinn tipple. Das Kind hat von Dir die reizenden Grübeln geerbt, die ich so liebe.“

Man witz dabei seiner Frau einen zärtlichen Blick, vielleicht sogar eine Kuschelung zu. Die Gattin und Mutter wird zwar nicht sofort in die ihr gegrabenen Grübeln hineinfallen, sie wird noch einmal auf das Kleid und den Hut zurückkommen.

Du aber sagst: „Das sollst Du alles haben, das Kleid und den Hut, nur warte damit, bis wir unser Töchterchen auf den ersten Ball führen!“

Durch solche launigen Ausreden wird die Gegerin in lebenswürdiger Weise ermüdet und schließlich wird sie den Angriff auf Deinen Geldbeutel auf eine spätere, günstigere Zeit verschoben.

Meine Frau musterte mich sofort etwas misstrauisch, als ich nach ihrer Anrede zu meinem Schubengel, unserem Kind, griff, sie sagte sich aber doch mir gegenüber und begann: „Liebster Schatz, wir müssen künftig sparsamer sein.“

Ich hätte das Kind beinahe hinschleppen lassen, so erschaunte ich über diese Anrede.

Meine Frau fuhr unbeirrt fort: „Wir müssen an die Zukunft unserer Tochter denken, deshalb werde ich statt der theuren Aufwandsfrau ein billiges Dienstmädchen nehmen.“

Ich wollte mir geflatten, eine kleine Einwendung zu erheben, aber meine Frau bat mich, ich möchte sie doch wenigstens ein einziges Mal ausreden lassen. „Ein Dienstmädchen erhält nicht mehr Lohn als die Aufwandsfrau. Das Dienstmädchen besorgt die ganze Wäsche und das Teppichklopfen, es wird auch das Kind austragen. Ich kann mir doch dafür nicht noch eine Person extra halten! Ich habe mir ausgerechnet, daß ich mit dem Dienstmädchen monatlich wenigstens zwanzig Mark spare. Das sind im Jahr zweihundertundvierzig Mark. Wenn unsere Tochter zwanzig Jahre alt ist, kann sie von dem, was ich auf diese Weise erspart habe, eine Aussteuer bekommen, sowohl, für viertausendachtshundert Mark, wozu noch die Zin-

sen kommen, bekommt man schon eine sehr hübsche Aussteuer.“

„Hast Du auch daran gedacht, daß die Beförderung des Mädchens mit in Rechnung zu ziehen ist?“ versuchte ich einzuwenden.

Meine Frau deutete auf das Kind auf meinem Schoß. „Wo wir jetzt zu Dritt sind, kann gut noch ein Viertes mitessen, ohne daß man es merkt. Wenn Du Alles richtig bedenkst, mußt Du doch selbst einsehen, daß für uns ein Dienstmädchen ein Bedürfnis ist.“

„Acht Tage später — meine Frau hatte die acht Tage zumeist in Gesindevermittlungsbüro zugbracht — sahen wir Abends beisammen und erwarteten das neue Dienstmädchen.“

Es war schon ziemlich spät, als es klingelte.

Das Mädchen war da und wurde von meiner Frau empfangen. Ich sah am Schreibtisch und heuchelte Gleichgültigkeit.

Dieser Beschäftigung wurde ich entzogen, als meine Frau ganz aufgeregt zu mir in das Zimmer kam und sich darüber beschwerte, daß der Portier immer dann nicht zur Stelle wäre, wenn man ihn nöthig hätte.

„Was soll denn der Portier?“

„Der Kutscher will den Korb des Mädchens nicht die vier Treppen heraufbringen. Das Mädchen muß aber doch seinen Korb haben!“

Dabei traf mich ein auffordernder Blick meiner Frau.

„Sie will ja auch mit anfassan!“

Ich hatte verstanden und erhob mich.

Natürlich — das Mädchen mußte seinen Korb haben. Meine Frau küßte mich dankbar und eilte mir voraus in die Küche. Dort wurden wir einander vorgestellt. Dann gingen wir zusammen nach unten, wo ich zuerst den Drochkentischer bezahlte, und nun schaffte ich mit dem Dienstmädchen einen ungeheuerlichen Korb, auf dem noch zwei Pappkartone ruhten, auf der Hintertreppe nach oben.

Dienstmädchenkörbe auf einer steilen Hintertreppe vier Stockwerke hinauftragen, ist ein schweißtreibendes Mittel von unsehbarer Wirkung.

Als sich das Dienstmädchen oben bei mir bedanken wollte, sagte meine liebenswürdige Frau: „Oh, das hat mein Mann sehr gern getan.“

Ich trocknete mir die Stirn und beobachtete nach dem vorderen Zimmer zu flüchten. Da fühlte ich im dunkeln Korridor, wie sich etwas an meinen Weinen rieb. Unwillig darüber trat ich nach dem Etwas, worauf dies ein vorwurfsvolles Heulen von sich gab und dadurch bewirkte, daß sich die Küchentür öffnete.

Eine weibliche Stimme rief: „Bussi, hat Dir Jemand getreten?“

Das Etwas, das sich an mir gerieben hatte, entpuppte sich als ein kompliziertes Kreuzungsprodukt zwischen langhaarigem Ledel und pudelartigem Mops. Schwanzwedel und bewegte sich dies hundartige Thier auf unser neues Dienstmädchen zu.

„Wie kommt denn dieser Köter in's Haus?“ fragte ich.

Meine Frau zog mich schnell in's Wohnzimmer und sagte: „Liebster Schatz, das ist doch der Hund.“

Ich sah meine Frau verständnislos an.

„Na ja, der Hund! Der Hund, von dem ich Dir erzählt habe.“

„Mir?“

Meine Frau schlang ihre Arme um meinen Hals und lachte mich an. „Rein, bist Du vergeblich! Ich hab' Dir doch gesagt, daß ich es nur diesem Hund verdanke, daß ich Sophia-Antonie bekommen habe. Ich habe Dir doch erzählt, daß zehn Damen Sophia-Antonie haben wollten, aber sie nahmen Anstoß daran, daß das Mädchen zur Bedingung machte, den Hund mitzunehmen zu dürfen. Ich finde das rührend von Sophia-Antonie. Nun brauchen wir uns keinen Hund zu kaufen. Ein Hund ist der beste Spielgefährte für unser Kind. Wie oft kommt es vor, daß ein Kind in's Wasser fällt und von dem treuen Hund gerettet wird.“

„Heißt das Mädchen eigentlich Sophie oder Antonie?“

„Es heißt Sophia-Antonie. Es hat gleich kein Engagement ausgemacht, daß es immer Sophia-Antonie gerufen wird. Daran nahmen auch einiae von den anderen Damen Anstoß. Wie lächerlich! Jeder heißt doch, wie er heißt. Ob ich nun Sophie sage oder Sophia-Antonie. Auf das eine Wort kommt's doch nicht an.“

„Man muß sich eben etwas mehr Zeit nehmen“, höhnte ich. — Sophia-Antonie sollte nun zum ersten Male beim Abendessen bedienen.

Nach langen Vorbereitungen kam der erhabende Augenblick, in dem meine Frau die Thür öffnete, um das neue Mädchen mit einem Servierbrett voll Teller, Gläser, taltent Ausschmitt und der Käseglode eintreten zu lassen. Meine Frau sah mich strahlend an, der Hund schabte sich an meinen Beinen, und Sophia-Antonie hatte das Häubchen stolz zurückgeworfen. Leider stolperte sie über die Schwelle.

Ein markdurchdringender Schrei, und sie lang längelang mitstammte ihrem Servierbrett vor mir auf der Erde. Meine Frau, unser Kind, Sophia-Antonie — ein gellendes Zerzett!

Nur Bussi zeigte eine tüble Auffassung des Ganzen. Er verschwand mit dem gesammten taltent Ausschmitt in der Küche.

Wir richteten Sophia-Antonie wieder auf.

Sie grollte und meinte, in vornehmen Häusern hätte man keine solche Schwellen. Dann zog sie sich mit einigen Schwellungen und Bussi in die Küche zurück.

Meine Frau und ich suchten auf dem Teppich die Trümmer unseres Nachtmahls zusammen.

„Bediene Dich selbst!“ sagte ich halb laut.

Meine Frau aber meinte: „Man darf nicht gleich die Gebuld verlieren.“

Bussi, der Hund Sophia-Antoniens, fühlte sich, wie wir täglich mit Genugthuung konstatieren konnten, sehr wohl bei uns. Er war ein munteres Thier, Alles lebte an ihm. Er war wie eine elektrische Batterie. Wenn er sich an mir rieb, sprangen stechende Früntchen zu mir über.

Ich kaufte mir Hosenklamern, wie sie die Radfahrer tragen, und trug in der Wohnung immer nur unten geschlossene Hosen.

Kürzlich besuchten mich drei Freunde zum Stalpiel.

Bussi, das kluge Thier, benützte diese Gelegenheit, um einen Theil seines elektrischen Leberflusses an diese Drei abzugeben. Bei denen begann es sofort in den Beinen zu zwicken und zu prdeln.

Dabei gewann ich jedes Spiel. Einer meiner Stalffreunde sagte: „Ich glaube, der Hund hat Flöhe.“

„Nicht einen!“ sagte ich voll Ueberzeugung.

Die Frauen der drei Stalffreunde haben diesen verboten, noch einmal bei mir Stal zu spielen.

Sie hatten zu viele elektrische Früntchen mit nach Hause gebracht.

Bussi muß Morgens, Mittags und Abends auf die Straße geführt werden. Darin ist Sophia-Antonie sehr pintlich. Besonders Abends. Mandam! läßt der Hund erst, dann kommt Sophia-Antonie und erst nach einigen Stunden wieder mit ihm nach Hause. Wenn der Hund Abends fortläuft, nimmt Sophia-Antonie vorher den Hausstürschlüssel mit.

Wenn der Hund ohne Maulkorb eingekerkert wird, muß ich für ihn die drei Mark Strafe bezahlen.

Meine Frau meint nämlich, das wäre eine Ehrensache für mich, da wir von dem Hund so viel hätten. Wir hätten mehr von ihm als Sophia-Antonie selbst.

Meine Frau ist immer noch sehr stolz darauf, daß sie den anderen zehn Damen Sophia-Antonie abgejagt hat. „Aber Herzensweibchen, sie wärd doch nicht, sie kopft nicht, und sie fährt das Kind nicht aus“, wendete ich ein.

„Das kannst Du ihr nicht zum Vorwurf machen, das hat sie gleich beim Nieten ausgemacht.“

„Aber wo bleiben denn da die vier-tausendachtshundert Mark? Liebste Frauen, wo bleibt die Aussteuer für unser Kind?“

Meine Frau sah mich milde lächelnd an. Dann legte sie mir beide Hände um den Hals und sagte: „Schatz, möchtest Du denn unser Kind an einen Mitgiftjäger verpupeln?“

Sophia-Antonie ist noch heute bei uns. Aber ihr Hund hat nicht mehr so viel — Elektrizität.

Wie der Sultan reist.

Seine Vorfahren sind prachtvoller gerüst. Sie kannten allerdings noch nicht Dampfschiff und Salomagen, aber sie zogen einher mit Prunt und Pracht, mit Tausenden in ihrem Gefolge. Mehmed V. thut es viel einfacher, beinahe bescheiden im Vergleich zu den Massen, die sich bei den Reisen der früheren Sultane in Bewegung setzten. Immerhin wird er auch noch so fünf- bis sechshundert Menschen mit der entsprechenden Anzahl von Pferden mitnehmen, und die

Orientbahn, der die Leitung der kaiserlichen Zug obliegt, hat da keine leichte Aufgabe zu bewältigen.

In abendländischen Staaten ist so eine Souveränreise immer noch eine ziemlich komplizierte Affäre, aber trotzdem ein Kinderpiel im Vergleich zu der Reise, die der Sultan jetzt unternimmt. Gehen sie doch durch Gebiete, die alle nicht im Geruch hervorragen der Sicherheit stehen. Albanesen, Bulgaren und Griechen haufen da, lauter unruhige Gefellen, denen man nicht über den Weg traut. Es ist daher selbstverständlich, daß sämtliche Strecken aus schärfste bewacht werden. Ueberall längs der Reise erheben sich die weißen Zelte der Wachbataillons, und von hundert zu hundert Schritten stehen die Doppelposten. Wer sich da irgendwie unruhig verhält, wird ohne viele Umstände über den Haufen geschossen. So ein Salbat aus Anatolien jagelt nicht lange.

Immerhin läßt man es bei diesen militärischen Vorkehrungsregeln nicht bewenden. So wird dem eigentlichen Hofzug ein Pflanzzug vorausgeschickt, in dem die Hamadets, die Kalschbener, die Diener der Minister, vierzig Mann Gendarmerie und — die Journalisten untergebracht sind. Auf 2 Meilen Entfernung fährt dann der Hofzug nach, der von dem Direktor der Orientbahnen, Herrn Müller, persönlich geleitet wird.

Da der Herr des Osmanischen Reiches es noch zu seinem eigenen Train gebracht hat, sieht dieser Zug etwas bunt zusammengestellt aus. Außer zwei Gepäckwagen, in denen die Raage für 120 Personen verpackt ist, führt er einen Refraktationswagen und drei Schlafwagen der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft mit, in denen die kaiserlichen Prinzen, die Miralier und die Hofdamen untergebracht sind. Für den Sultan selbst ist ein 60 Fuß langer Salonwagen bestimmt, den die Orientbahn-Gesellschaft vor drei Jahren in Oesterreich hat bauen und nach dem Geschmack Mehmeds V. möbliren lassen. Er enthält einen großen Salon, dessen Möbel mit blauweißer Seide, den Lieblingsfarben des Herrschers, ausgestattet ist, ein Schlafgemach mit zwei prunkvollen Vorhängen, einen Raum für die Leibdienerschaft und eine Küche.

Hier verbringt der Sultan die ganze Zeit der Fahrt. Empfängt hier seine Schätze und seine Minister. Speist hier, nach der türkischen Etikette allein und ganz nach türkischer Art. Pflanz, unterschiedliche Raquouts und Süßigkeiten bilden die Hauptbestandtheile seiner Mahlzeiten. Zur vorgeschriebenen Stunde verrichtet er seine Gebete und zieht sich, wenn er die Nacht im Zuge verbringt, ziemlich früh in sein Schlafgemach zurück. Er ist ein alter Mann und an die Strapazen, die diese Repräsentationsreise mit sich bringt, nicht gewöhnt.

Trotzdem ist er ein sehr angenehmer Reisender, stets lebenswürdig und heiterer Laune. Die er sich selbst durch unübergelesene Zwischenfälle nicht stören läßt. Er erspart den Funktionären nicht ihre ohnehin so verantwortungsvolle Aufgabe noch durch allerlei Separatwünsche. Man laßt ihm das Reiseprogramm und den Fahrplan vor, er ist mit allem einverstanden und hat nie etwas auszusagen. Nur eine Eigenschaft hat er, die dem Direktor Müller und seinen Beamten doch manches Kopfzerbrechen verursacht. Er kommt regelmäßig viel zu früh auf den Bahnhof und will dann immer gleich abfahren, damit die Leute, die ihn am Endziel der Fahrt erwarten, nicht zu lange in der Sonne stehen müssen.“ Der Zug fährt also ab, dummlert dann aber so lange in schönstem Sekundärbahntempo, bis er sich in den richtigen Fahrplan hineingefahren hat.

Oberrst Reismarschall ist General Hurtschid-Pascha, der 20 Köche kommandiert, die ihre eigenen, mit Holzlohe beheizten Kessel mitführen. Denn überall wird streng türkisch gekocht und gegessen. Nur mit dem Unterschied, daß bei den Mahlzeiten auf dem Schiffe Champagner serviert wird. Champagner und der Moran! Man denke sich! Aber man hat hier mit Allah einen Pakt geschlossen, indem man den Champagner als schäumende Limonade etikettiert. Auf dem Lande allerdings ist dieser Pakt aufgehoben, da darf nur klares Wasser getrunken werden. Warum dieser Unterschied gemacht wird, weiß sicher nur der Kopf allein, der ihn ausgeklügelt hat.

Außer den Köchen gehen auch noch eine ganze Menge anderer Leute mit, die für das leibliche Wohl des Sultans und seines Gefolges zu sorgen haben: 80 Köchinnen, Kaffeedreher, Tabakreifer, beides sehr wichtige Funktionen.

näre, Uniformbewahrer und „kist not least“ fünf Eunuchen, die aber wohl mehr zur Vervollständigung des Hofstaates mitgenommen werden, denn um weibliches Wesen nimmt an dieser Haupt- und Staatsreise teil.

Also ein höchst respektabler Troß, zu dem aber noch 100 Mann Gardeinfanterie und 96 Gardereiter mit ihren Pferden kommen. Außerdem machen die zwei Leibkapellen die Reise mit, die Palastkapelle, die in ihren roten Uniformen prächtig aussieht, aber schlecht spielt, und die Marinetafel, die unter der Leitung eines deutschen Kapellmeisters, des Direktors Lange, steht und sich ganz ruhig in jedem abendländischen Konzertsaal hören lassen kann. Sie ist des Sultans Lieblingskapelle und muß bei den Mahlzeiten auf dem Schiffe konzertieren, wobei Mehmed sich außer den offiziellen Programmen immer noch türkische Nationalweisen vortragen läßt. Er ist nicht ohne Verständnis für europäische Musik, zieht aber doch die türkische vor, zu deren Weisen er den Takt leise mit den Händen mitschlägt. Die Orchestralkapelle, wie die Marinetafel offiziell genannt wird, muß daher auch auf den Reisen zu Lande stets seines Winkes gewärtig sein. So zum Beispiel in Uestüb, wo die aus den verschiedenen Teilen der asiatischen und europäischen Türkei herbeigelegenen Deputationen ihrem Herrscher ihre Nationaltänze vorführen wollten. Die Militärkapellen und auch die prachtvoll kostümierte Palastkapelle verlagten; hatten keine Ahnung von dem Marsch der Anarthen, der Lebell, der Fischerlesse. Da sprang denn die Orchestralkapelle in die Bresche. Sie spielte die Märsche und Länze, die oft in den unglücklichsten Taten gehalten sind; die Anarthen und Lebell, und die Fischerlesse tanzten — Mehmed war entzückt und die patriotische Begeisterung groß.

Nun nähert sich diese große Reise ihrem Ende. Noch die letzte Etappe mitten in das Herz Albanens, nach Monastir. Dann geht es wieder zurück nach Saloniki, in dessen Hafen die Kriesschiffe bereitliegen, um den Sultan nach Konstantinopel zu bringen. Nach seinem alten Palaste Dolma Bagtsche, in dem er dreißig Jahre hindurch als Gefangener gefesselt, und den er so lieb gewonnen, daß er ihn jetzt als Pabdischah nicht mit dem viel prächtigeren, viel bequemeren Zildis Kiosk vertauschen mag.

Auch heute, da die Sprengmittel-Industrie mit Stolz auf gewaltige Fortschritte zurückblicken kann, müssen wir immer wieder neue große Unglücksfälle erleben, und die jüngste Katastrophe in Manhattan hat — wenn dies noch nöthig gewesen wäre — wieder einen neuen schrecklichen Beweis von der fürchterlichen Zerstörungskraft der modernen Sprengmittel gegeben. Als im Jahre 1895 ein ganzer Zug explodirte, der fast 60,000 Pfund Dynamit barg, wurde im Kreise von einer halben Meile alle Häuser glatt von der Erdboberfläche weggerafft und viele Menschen verloren ihr Leben. Prof. Frisler, der im Vicolo die Eigenschaften dieser grauenvollen Katastrophe erzählt, erinnert daran, wie verhältnismäßig jung die Erfindung des Dynamits ist. Im Jahre 1847 war es, als im Laboratorium des Prof. Pelouze in Paris der italienische Gelehrte Sobrero jenen Explosivstoff entdeckte, auf dem sich ausnahmslos alle unsere modernen Sprengmittel aufbauen: das Nitroglycerin. Aber der Mann, der diese Entdeckung der Praxis zuführte und der Industrie nutzbar zu machen versuchte, war der spätere Gründer der Nobelstiftung, der damals noch jugendliche schwedische Chemiker Alfred Nobel. Seine Versuche, das Nitroglycerin als Sprengstoff in die Industrie einzuführen, begannen im Jahre 1862; aber seine Experimente waren anfangs von Mißgeschick heimgesucht: im Jahre 1864 floß das ganze Laboratorium Nobels in die Luft, und fortan gifteten die Bestrebungen des Chemikers darin, die hohe Explosivbarkeit des Nitroglycerins abzuschwächen. Wie empfindlich das Glycerin gegen jeden Stoß und jede Erschütterung auch war, Nobel vermochte anfangs nicht, es im rechten Augenblick zur Explosion zu bringen; in der Praxis häuften sich die Unglücksfälle. Als er dann mit genialer Intuition ein zuverlässiges Zündmittel gefunden hatte und die französische Regierung das von ihm erfundene rauchschwache Pulver ablenkte, gab Nobel seine in St. Sevran errichtete Fabrik auf, verlegte sein Laboratorium nach San Remo und gründete zur Herstellung des „explosiven Oels“ zwischen Hamburg und Lauenburg, in Düneberg an der Elbe, seine Nitro-

glycerin-Fabrik, deren Produkte alsbald im Bergbau und bei Steinbrucharbeiten Verwendung fanden. Aus Düneberg verfuhrte man das „explosive Oel“ in Metalltrüben nach den verschiedenen Bergwerken und Minen. Aber die zahlreichen Unglücksfälle, die sich ereigneten, zwangen die Behörden zum Einsehen, und die Verwendung von reinem Nitroglycerin wurde verboten. Nobel stand damals vor seinem Ruin; aber mit unermüdlicher Thätigkeit machte er sich ans Werk, auch diese Schwierigkeit zu überwinden. Er begann mit neuen Experimenten, suchte eine Verbindung mit Nitroglycerin herzustellen und fand schließlich auch in Schlefien in dem Kieselgur, einer porösen Infusorienerde, ein Mittel, das es ermöglichte, dem Nitroglycerin feste Form zu geben. Diese Erde war insofern, zu 75 Prozent explosives Oel einzusaugen, und mit der festen Form schwand auch die Gefahr unberechenbarer Explosionen. Dieses sandige Pulver war das Dynamit. Damit hatte Nobel gesiegt. Die Vorzüge dieses Sprengmittels waren so groß, daß es sich alsbald in allen Welttheilen einbürgerte, und heute ist der Name Dynamit bereits zu einem Sammelbegriff geworden, der eine lange Reihe fester Verbindungen von Nitroglycerin zusammenfaßt.

Die auffällige Thatsache, daß die sog. Blinddarmentzündungen, die Erkrankungen des Wurmfortsatzes des Blinddarms, in den letzten Jahren immer zahlreicher geworden sind, ist wohl allgemein zugehoben. Besonders in Amerika und England fordert dies Leiden alljährlich zahlreiche Opfer. Man hat lange nach einer Erklärung dieser selteneren Erkrankung gesucht und sucht noch. Jetzt hat der englische Arzt Dr. Comer wieder ein neues Erklärungsvortrage gefunden. Wie er in einem Vortrage vor der Klinischen Gesellschaft in Manchester ausführte, hängt die Zunahme der Erkrankung an Appendizitis zusammen mit der Herstellung des Mehles in Mühlen mit stählernen Walzen. Binzig kleine Theilchen der Walzenabflamme müßten sich wohl beim Vermahlen des Mehles ablösen, sich dem Mehl beimischen, und durch die Ablagerungen dieser kleinen Theilchen könne sehr wohl die Reizung des Blinddarmfortsatzes zu erklären sein.

Die nähere Beleuchtung des Fäulnis und Wäber dieser Erklärung ist nun Sache der Ärzte. Wenn auch schon der Laie sich fragen wird, warum man denn nicht längst, wenn diese Erklärung zutrifft, in den operierten Wurmfortsatz auffallende Mengen von Stahlstaub gefunden hat. Früher sollte die Einführung des Emailgeschürs die Schuld tragen. Auch hier sollten kleine Abplitterungen zur Ablagerung kommen.

Was den Freund der Volksgefundheit bei diesen Erörterungen interessiert, das ist die Frage, warum man sich denn nicht mit der nächstliegenden und natürlichsten Erklärung der Zunahme jener Erkrankung befaßt, nämlich die Zunahme an Blinddarmentzündung auf die Zunahme gesundheitsgefährlicher Ernährungsmittel und Lebensweise zurückzuführen. Unsere Gewöhnlichkeit — Nahrung — entfaltet in dem so sehr viel Fleisch konsumierenden England, wo diese Krankheit besonders grassirt, — die Vorliebe für scharfe Speisemittel, das Uebermaß des Fudergetreides, die immer intensiver ausgeübten Nachverarbeiten, kurz alles, was zu der eigentlichen Hauptursache der Blinddarmentzündung, zur Stuhlverstopfung führt, die immer bedauerlicher werdende Naturerfremdung — das alles sind viel glaubhaftere Erklärungen für die Reizzustände in unserm vegetativen System, für welche die Blinddarmentzündung nur der unerbittlichste Mahner ist. Die Ärzte brauchen freilich nach anderen Erklärungen nicht lange zu suchen, wenn dieser Hinweis nicht gar zu rauh gegen die süßen Genossenschaften unferer verfallenen modernen Lebens kämpfte. Und es wäre doch so schön, wenn man einfach die Ursache der schmerzhaften Entzündung den bösen Stahlwalzen oder dem Emailgeschür zuschieben, vom Staat Abhilfe verlangen und sich dann wieder ungehindert den süßen Giften zuwenden könnte, in denen die moderne Menschheit den Lebensgenuss sucht.

Reislich.

Er: „Komm, Mariele, sieh' Dir mal das hübsche Vöglein auf dem Dache unserer Laube an!“

Sie: „Ach was, ein Vogel auf dem Hut ist mir lieber, als ein Duzend auf dem Dache!“